

Ehemaliger Schmied der Gesenkschmiede Hendrichs im provisorischen Kassenbereich des Museums
(Foto: Jürgen Hoffmann, 1994-1996; Rheinisches Industriemuseum)

Jochem Putsch

„Die Leute waren hellauf begeistert“

Fabrikarbeiter - Museumsführer - Rentner



1986 wurde in einer zu diesem Zeitpunkt einzigartigen Aktion die gesamte Restbelegschaft der ehemaligen Gesenkschmiede Hendrichs vom Landwirtschaftsverband Rheinland übernommen. Die neun Werkzeugmacher, Schmiede, Pressenarbeiter und eine Kontorangestellte waren fortan Mitarbeiter des Rheinischen Industriemuseums Standort Solingen. Sie hatten zum überwiegenden Teil bereits ihre Ausbildung bei Hendrichs absolviert und in dieser Fabrik zum Teil mehr als 30 Jahre ihres Berufslebens verbracht. Für das Museum bot sich damit die Chance, die Herstellung von Scherenrohlingen, wie sie bei Hendrichs seit genau 100 Jahren betrieben wurde, als Demonstrationsproduktion fortzusetzen. Obwohl die Belegschaft von knapp 50 Anfang der 1950er Jahre auf acht Beschäftigte im Jahre 1986 zusammengeschrumpft war, waren nach wie vor alle Arbeitsplätze, die den Werdegang eines Scherenrohlings nachvollziehbar werden lassen, besetzt.

Das Museumskonzept sah vor, die Fabrikarbeiter, die nun zu Museumsarbeitern geworden waren, aus der Sicherheit ihrer angestammten Arbeitsplätze heraus agieren zu lassen. Während die Schmiede oder auch die Pressenarbeiter dabei tatsächlich im Wesentlichen an den Platz unmittelbar an ihrer Maschine gebunden blieben, stellte sich sehr rasch heraus, dass die beiden qualifizierten Werkzeugmacher, die sich seit jeher wesentlich freier zwischen den

verschiedenen Maschinen, Geräten und Werkbänken der Werkzeugmacherei bewegt hatten, sehr aktiv auf das Publikum zugehen und auch Führungen übernehmen würden.

Dabei kam es unbedingt darauf an, dass nicht angelerntes historisches Wissen, sondern die persönlichen Erfahrung zur Geschichte des Betriebes und das spezifische Fachwissen zur Grundlage der Vermittlungsarbeit wurde. Umfangreiche Oral History-Aufzeichnungen entstanden, bei denen die Belegschaft in wechselnden Konstellationen als Zeitzeuge gefragt war und das Bewusstsein für die eigene betriebliche Geschichte schärfte. Auch die Spurensuche in der Fabrik wurde auf diese Weise intensiv betrieben und aufgezeichnet, so dass viele Phänomene oder Objekte fortan aus dem potentiellen Blickwinkel des Besuchers betrachtet werden konnten. So konnte es sein, dass ein Loch in der Wand, an dem man jahrelang achtlos vorübergegangen war, sich nun in seiner sozialhistorischen Bedeutung als Lüftungsschlitz für den Hitze-arbeitsplatz eines Schmiedes darstellte.

Obwohl auf diese Weise für die bereits acht Wochen nach der Übernahme erfolgende Öffnung als Museum gewappnet, stellte diese natürlich eine sehr markante Unsicherheit und sicherlich auch mit Ängsten besetzte Zäsur für die Mitarbeiter dar. Umso erleichterter waren sie als sich schon gleich nach der Eröffnung herausstellte, dass das Museumskonzept insbesondere aufgrund der persönlichen Besucheranspra-

che beim Publikum auf eine große Resonanz stieß.

„Die Leute waren hellauf begeistert“ – dies bekam ich als Museumsleiter regelmäßig zu hören, wenn ich in der Pause mit den Kollegen zusammensaß und mich nach einer vorausgegangenen Besucherführung erkundigte. Aus dieser Äußerung sprach nicht nur der Stolz, bereits seit früher Jugend in der Fabrik gearbeitet zu haben, die nun zum allseits beachteten Kulturereignis geworden war, sondern auch die Erleichterung darüber, dass der Übergang vom Fabrikarbeiter zum Museumsmitarbeiter sich doch so unerwartet problemlos gestaltete. Nachfolgend ein Auszug aus einem Interview¹ mit den beiden Werkzeugmachern der Gesenkschmiede Hendrichs, das 1996 nach 10 Jahren Museumsbetrieb entstand:

J. P.: 30 Jahre Gesenkschmiede Hendrichs, 10 Jahre Industriemuseum, was hat sich geändert?

K. B.: Was hat sich geändert? Ich würd' sagen, als wir umgestiegen sind von der Fa. Hendrichs auf das Industriemuseum, da war das für uns erstmal 'ne schwierige Sache. Weil 'ne ganz andere Aufgabe auf uns zukam, und wir erstmal nicht wußten, wo wir überhaupt hingehörten, was sich dann später, sag' ich einfach mal, für 'ne tolle Sache entwickelt hat. Die Umstellung war noch größer, die Anfangszeiten, früher hab' ich um 7 Uhr angefangen, hatte dann früher Schluß, heute fang' ich um halb neun an und weiß morgens mit der Freizeit, die ich dann hab', nichts anzufangen, weil man nichts unternehmen kann in der Zeit.

D. T.: Haben Sie sich denn das Museum anders vorgestellt, als das 1986 losging?

K. B.: Was heißt anders vorgestellt? Ich konnt' mir überhaupt nichts unter 'nem Museum vorstellen.

D. T.: Können Sie sich denn noch an die erste Führung erinnern?

K. B.: Die erste Führung weiß ich noch ganz genau, das war 'ne Grundschule. Und ich muß ehrlich sagen, ich hab' die ganze Nacht nicht geschlafen, weil ich mit Kindern nicht umgehen konnte. Ich hab' zwar selber zwei Kinder großgezogen, konnte aber mit 'nem Haufen Kinder nicht umgehen. Und als die dann der Tür reinkamen, hab' ich doch ein bißchen Bammel vor der ganzen Geschichte gehabt. Aber es ging nachher, zwangsläufig ging das wunderbar.

J. P.: Ist Ihre Arbeit eigentlich anstrengender geworden oder leichter?

K. B.: Ich sag' einfach mal, früher bei Hendrichs, da hatte ich meinen Job als Werkzeugmacher und Vorarbeiter in der Schneiderei, das war schon stressig. Jetzt ist das auch stressig, nur anders. Man hat nicht mehr den Druck, die Werkzeuge fertig zu kriegen, man hat jetzt den Druck, die Gruppen, die kommen, vernünftig durchzuführen. Damit sie nachher rausgehen und sagen, okay, das war in Ordnung. Und wenn Sie zwei, drei Gruppen hintereinander haben, ist das schon ganz stressig. Das schlaucht unwahrscheinlich in den Beinen, das langsame Laufen jetzt durch das Museum hier.

E. S.: Vor allen Dingen, ich hab' auch nicht angenommen, wie z. B. das Reden, auch anstrengt. Das merken Sie aber nicht, wenn Sie dran sind, sondern wenn Sie nach Hause kommen. Und wenn Sie dann mal ein paar Gruppen gehabt haben, dann denken Sie, verdammt noch eens, du bist doch müd. Ist früher auch gewesen, ist doch klar, nur da war das eben durch körperliche Arbeit. Man ist doch immer auf Draht, d. h. man muß jetzt überlegen, daß man nichts Falsches sagt, daß man die parieren kann, je nachdem was das für eine Gruppe ist. Nicht daß man denen was vom Heuwägelchen erzählt. Man will was Vernünftiges sagen, was auf jeden Fall stimmt.

J. P.: Hat sich denn Ihr Selbstgefühl durch das öffentliche Interesse verändert?

K. B.: Vielleicht ein bißchen mehr Selbstvertrauen gekriegt, würd' ich sagen, gegenüber anderen Leuten. Man hatte ja früher mit Leuten soweit nix zu tun, aber jetzt – ich würde sagen, das Selbstgefühl ist besser geworden, weil man ja auch mit Leuten zu tun hat, die höher gestellt sind und so, und mit denen einfach so redet, wie mit jedem normalen Menschen. Wo ich mich früher wahnsinnig drüber aufgeregt hab' ..., wenn sie so zwanzig, dreißig Mann haben und da stehen sieben, acht Mann dahinter, die kein Interesse zeigten. Das hat mich wahnsinnig genervt. Bin ich heute drüber weg. Heute ignorier' ich das einfach, guck' einfach nicht mehr hin. Wenn sie nicht wollen, wollen sie einfach nicht. Aber das hat mich am Anfang unheimlich gefuchst.

D. T.: Merken Sie, daß da was anders geworden ist, so gemeinhin in der Öffentlichkeit? Sie stehen ja im öffentlichen Leben, sind häufig sogar „Filmstars“.

K. B.: Man wird in der Stadt mehr erkannt wie früher. Man wird dann von weitem angeschrien: „Ach, da kütt der Museumsdirektor“ – und solche Geschichten. Das

Zum Thema „Oral History“ veranstaltet das Forum Geschichtskultur am Freitag, 22. Juni, in Gelsenkirchen einen Workshop. Siehe den Hinweis auf Seite 8.

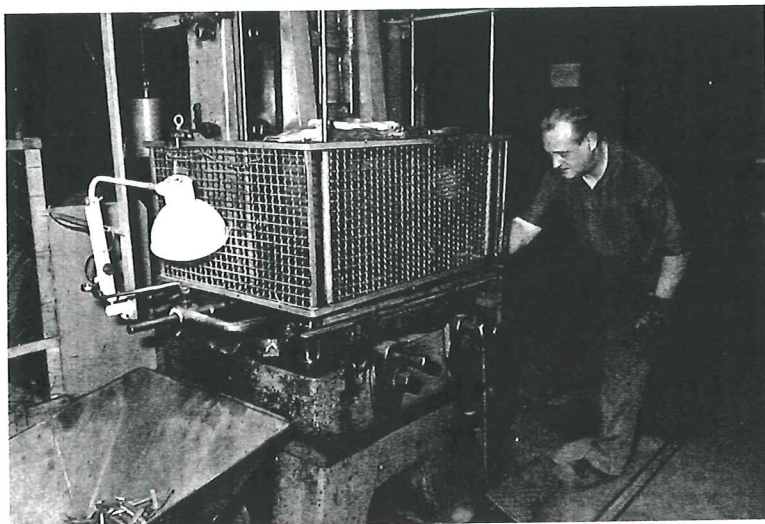
passiert einem oft. Manchmal grüßen einen Leute, die kannst du nur aus dem Museum kennen, früher hast du die Leute nicht gekannt.

J. P.: Nun ist ja durch dieses Museum Ihre eigene Vergangenheit in der Firma thematisiert worden. Sehen Sie die inzwischen in anderem Licht?

K. B.: Nee, würd' ich nicht sagen. Ich würd' sagen, man ist vielleicht froh, daß man hier so lang war und den Leuten erzählen kann, wie es früher war und wie es jetzt ist und was noch kommen kann. Ich mein' immer, das käm gut an bei den Leuten. Ich kann denen ja erklären, warum das Loch in der Wand ist. Ich kann meine Vergangenheit ja jetzt den Leuten einfach weitergeben.

J. P.: Fanden Sie denn dieses Loch in der Wand früher auch schon so spannend?

E. S.: Das war für uns überhaupt gar nicht da. Also, da war 'ne gewisse Betriebsblind-



An der Spaltpresse
(Foto: Jürgen Hoffmann,
1994-1996; Rheinisches
Industriemuseum)

heit, man sah das Loch, man wußte auch, wo das Loch hergekommen ist, das war da, wie morgens die Sonne scheint und abends scheint der Mond. Es war eben da, naturgegeben.

E. S.: Oder auch z. B. früher, wenn die Säume [Gesenkwerkzeuge] eingeschlagen waren, dann mußten die gebeizt werden. Wir wußten keinen anderen Weg, wie wir die Dinger sauber kriegten. Jetzt wo wir wissen, daß gesandstrahlt werden kann und da wir das jetzt auch im Museum machen, werd' ich keine Salzsäure mehr anfassen. Ganz abgesehen davon, daß meine Arbeitsanzüge länger halten. Und was an den Arbeitsanzügen ist, das könnte ja vielleicht auch in die Lungen kommen.

J. P.: Wie kommen Sie damit zurecht: Arbeit direkt am Arbeitsplatz als Werkzeugmacher auf der einen Seite und Arbeit im

und für das Museum auf der anderen Seite? K. B.: Zuerst war es schwierig, weil ...

Angenommen man fing um halb neun an und um zehn Uhr kam 'ne Gruppe. Also hatte man anderthalb Stunde Zeit, an den Werkzeugen zu arbeiten. Man kriegte das nicht richtig auf die Reihe. Man war zwar bestrebt, da irgendwas zu schaffen, aber es klappte einfach nicht, weil man schon in Gedanken wieder bei der Gruppe war. Und da hatte man, wenn die Gruppe raus war, dazwischen wieder 'ne Arbeit mit Werkzeugen. Aber das hat sich jetzt wunderbar eingespielt, man plant weiter voraus. Man guckt auf den Kalender, da kommen die und die Gruppen, also kannst du an dem Tag mal richtig am Werkzeug weitermachen. Und manchmal ist man froh, wenn man an den Werkzeugen mal richtig durcharbeiten kann, daß man mal wieder so richtig da reinkommt. (...)

E. S.: Vor allen Dingen das Wort mit dem Begreifen, wenn die Leute wat begreifen, dat meinen die wörtlich. Also, die greifen auch an und fassen und fühlen. Wie z. B. auch mit meinen Gesenken, zuerst hat mich dat furchbar gestört, daß die da mit den Fingern dahergingen, wo ich her riffelte. Jetzt zeig' ich ihnen sogar, hier fühlen sie mal, damit sie den Unterschied merken.

J. P.: Ihr Verhältnis zu diesen sogenannten Wissenschaftlern und dem, was die da treiben, ist das für Sie eine große Unbekannte, oder haben Sie das Gefühl, das ist unser Ding, was da läuft? Das ist auch unser Museum und bleibt unser Museum.

E. S.: Da kommen die Leute an und sagen, guckt mal hier, 'ne Lieferfrau, so haben die früher gearbeitet. Ja, ich sag', und deswegen sind wir hier. Wir sind nicht hier, daß Sie hier die schönen alten Maschinen besuchen, sondern auch wie die Menschen früher gelebt haben und was die gearbeitet haben. Wie schwer die Leute es hatten. Wir haben auch hier z. B. schon Waschtage gehabt, wo die Frauen früher gewaschen haben auf dem Reibbrett. Oder die machen auch Studien drüber, wie z. B. die Frauen, die sitzen an den Fließbändern und stecken dann die Stöpsel auf die Schaltbretter. Ja, warum tun das Frauen? Weil sie geschicktere Finger haben? Nee, schlicht und einfach, weil der Mann nicht für das Geld arbeiten würd', weil das Leichtlohngruppen sind. Und da drüber streiten auch die Wissenschaftler.

K. B.: Ja, ich muß ehrlich sagen, ich hab' mir erstmal Gedanken drüber gemacht, was machen die da oben eigentlich. Die sitzen da den ganzen Tag, und wenn man dahin-

kommt, liegt da viel Papier, aber was kommt da eigentlich bei rum? Das hat auch 'ne lange Zeit gedauert, bis ich mal dahinter kam, daß da was bei rumkommt für das Museum. Aber wenn so die ersten Ausstellungen kamen, hab' ich gedacht, doch, da läuft doch irgendwas ab.

J. P.: Hat sich Ihr Verständnis von dem, was sinnvolle, produktive Arbeit ist, gewandelt? Früher hatten Sie ja Werkzeuge oder Scheren, die hergestellt wurden und jetzt stellen Sie sozusagen zufriedene Besucher her.

E. S.: Das ist aber auch wichtig. Das ist genauso wichtig. Denn ich bin der Meinung, hier das Museum, das hätten sie auch als Fabrik abreißen können. Wir zwei Werkzeugmacher und der Schneider und der Schläger, die wären auch in einem anderen Betrieb untergekommen. Wir haben hier in Solingen noch vier oder fünf Gesenkschmieden wie diese hier. Aber in zehn Jahren, da haben wir solche Gesenkschmieden nicht mehr. Wer zeigt dann den Kindern, wie ich früher gearbeitet habe? Es ist ja so, hier in so einem alten Betrieb, da waren ja, ich sag mal, dreihundert Menschen, die da irgendwann mal irgendwie gearbeitet haben, und die dann ihr Brot da verdient haben, im wahrsten Sinne des Wortes. Und die sind einfach alle vergessen. Und so find' ich es jetzt gut, wenn das Museum ist. Da kann man dann sagen, hier, da haben die gearbeitet, so schwer haben die gearbeitet, unter den Umständen haben die gearbeitet, in den Löchern haben die gearbeitet.

D. T.: Sie machen ja jetzt eigentlich seit zehn Jahren auch ziemlich das Gleiche. Ist das nicht langweilig?

K. B.: Langeweile? Langeweile könnte aufkommen manchmal sonntags. Draußen Bombenwetter, die Leute fahren alle ins Grüne, und es taucht keiner auf. Dann sind Stunden, die können zur Ewigkeit werden. Aber sonst kommt keine Langeweile auf. Weil, wir suchen uns ja Arbeit. Ist ja kein Problem, wir haben ja Arbeit genug, ist ja genug zu tun. In der Woche geht das, samstags geht das auch, da kommen auch Besucher, und man hat auch seine Arbeit.

E. S.: Sie werden lachen, ich versuche jede Führung, wenn es geht, irgendwie individuell zu machen. Das heißt, die Tatsachen, die da sind, müssen natürlich erzählt werden. Aber ich freu' mich jedesmal, wenn die Besucher Fragen stellen. Dann kommt man automatisch ans Erzählen, und das wird jedesmal anders. Das hört sich jetzt vielleicht doof an, aber ich kannte früher

Museen, oder auch aus meiner Schulzeit Museen ... Als ich da drin war, gab es nur zwei Möglichkeiten: In dem einen stank es, und in dem anderen war es langweilig. Und da hab' ich mir geschworen, das anders zu machen. Also nicht: da rechts sehen Sie das, links sehen Sie das und dann weiter. Dann erzähl ich denen eben lieber einen.

K. B.: Man hat heute auch einschätzen gelernt, haben die überhaupt Interesse, die da kommen oder sind die hierhin geprügelt worden, was manchmal bei Schulklassen, Berufsschulen, der Fall ist. Da sieht man sofort, die haben kein Interesse, die möchten in einer halben Stunde wieder raus sein. Und das geb ich auch ehrlich zu, dann versuch ich auch so schnell wie möglich, die wieder loszuwerden.

J. P.: Was hat sich privat verändert seit 1986?



Gesenkschmied am Fallhammer
(Foto: Jürgen Hoffmann, 1994-1996; Rheinisches Industriemuseum)

K. B.: Es hat sich einiges in dem ganzen Rhythmus geändert. Man mußte sich total umstellen, man kann das gar nicht so beschreiben. Da kommt auch manchmal morgens ein wahnsinniger Unfrieden auf. Mensch, die Leute sieht man alle arbeiten, könntest du jetzt gehen, hättest du heut' abend um vier Uhr Schluß, könntest du das und das noch alles erledigen. Aber im nachhinein gewöhnt man sich an alles, und ich muß sagen, jetzt macht mich das nicht mehr so fertig wie früher. (...)

E. S.: Wir haben jetzt montags frei, aber wer hat schon montags frei?

K. B.: Ich hab' mich am Anfang ein bißchen schwer getan, montags in die Stadt zu

gehen. Ich hab' immer gedacht: Mensch, da sagen die Leute, der ist auch arbeitslos, oder der hat keine Arbeit oder sowas. Aber dann hab' ich da mal mit meiner Frau drüber diskutiert, und im nachhinein bin ich jetzt montags immer in der Stadt. Aber ich hab' mich unheimlich schwer getan. Also da war 'ne gewisse Hemmschwelle da, ich weiß auch nicht warum, aber es war einfach da. Ich bin keinen Montag in die Stadt gefahren.

D. T.: Hat sich Ihr Verhältnis zu den Dingen gewandelt?

K. B.: Ja, die Frage mußte ja kommen. Von wegen, daß ich früher immer gesagt hab', alles was hier rumliegt ist Schrott, und heute machen wir alles zu Exponaten. Ich muß sagen, wenn uns unser Chef früher irgendwo hingeschickt hat, und wir sollten da Sachen holen ... Ich kann mich noch an eine Geschichte erinnern. Da mußten wir was abholen, und das war uns zu dreckig. Da haben wir das schön sauber abgekehrt

fragt man dann einen der Wissenschaftler, könnt ihr es brauchen oder nicht?

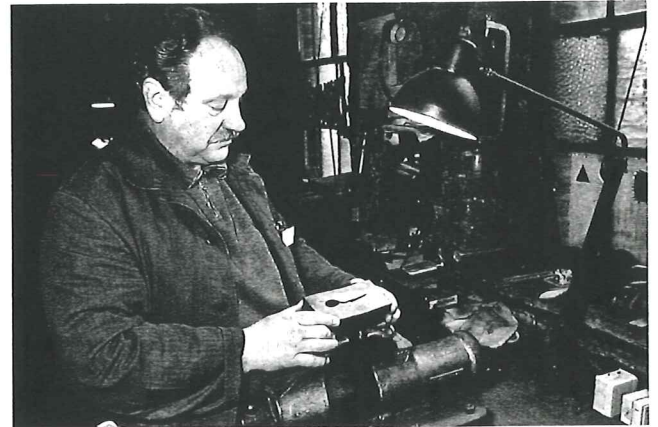
Die Problematiken bei der musealen Vermittlungsarbeit mit ehemaligen Beschäftigten habe ich andernorts ausführlich beschrieben².

Von besonderer Bedeutung erscheint mir, dass im Falle der Gesenkschmiede Hendrichs im Hinblick auf die von der Redaktion des „Forums Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur“ vorgegebenen Fragestellung nach dem Zeitzeugen als Museumsführer eine einzigartige Situation vorliegt: Die Übernahme der ehemaligen Beschäftigten und die Fortführung der Produktion bedeuteten, dass sich die 'Hendrichs-Vorführer' in puncto Engagement, Identifikation und Kompetenz erheblich von 'normalen' Vorführern unterschieden. Dies birgt sowohl Vor- als auch Nachteile in sich.



links:
Werkzeugmacher bei der Bearbeitung eines Gesenkwerkzeuges am Schraubstock

rechts:
Werkzeugmacher bei der Bearbeitung eines Schnittwerkzeuges am Schraubstock
(Foto: Jürgen Hoffmann, 1994-1996; Rheinisches Industriemuseum)



und kamen dann hier an und das hat ein Riesendonnerwetter gegeben, weil dieser Dreck mußte mit hierhin. Aber das haben wir auch erst im nachhinein gelernt, dann haben wir uns dann anschließend, wenn wir irgendwo waren, Handschuhe angezogen, um diesen Dreck auch anzupacken. Das mußten wir auch im nachhinein erst lernen.

E. S.: Ich würd' sagen, der Erkennungswert, daß das geschützt oder schützenswürdig ist, den haben wir erst mit der Zeit gelernt.

K. B.: Ja klar. Man hat früher alles weggeschmissen, was man nicht mehr brauchte.

E. S.: Was im Weg ist, soll weggeschmissen werden. Und jetzt heißt es, was im Weg lag, das hatte doch bestimmt 'nen Grund. Und dann überlegt man mal erst, was kann es sein, könnte man das gebrauchen und legt es mal erst vorsichtig auf Seite. Und wenn man dann Zweifel hat,

Ein wesentliches Merkmal des von 1986 bis 1999 während der Umbauphase nur teileröffneten Museumsbetriebes bestand darin, dass die Beziehung zwischen Besucher und Objekt entscheidend durch das – vorführende – Museumspersonal vermittelt wurde. In dem durch die Exponate angeregten Gespräch erschlossen sich dem Besucher zahlreiche Aspekte des Arbeitsalltags vom Produktionswissen über die Arbeitsbedingungen bis hin zu spezifischen Eigenheiten des Betriebes einschließlich des Verhältnisses zur ehemaligen Unternehmensleitung. Infolge der kommunikativen und entdeckenden Aneignung der musealen Präsentation, wie sie in den Produktionsräumen möglich wird, nahm jeder Besuch des Museums Gesenkschmiede einen höchst individuellen Verlauf, der sich nicht nur aus den spezifischen Interessen und Wahrnehmungen des Besuchers, sondern auch aus den spezifischen Erfahrungen des jeweiligen Gesprächspartners ergab.

Die Museumsmitarbeiter haben das mit der Aufnahme des Museumsbetriebes verbundene öffentliche Interesse von Beginn an als eine persönliche Aufwertung empfunden und honorieren die damit verbundenen Gratifikationen mit einem – im Besucherbuch unzählige Male belegten – durchgängig außerordentlichen Engagement und einer ausgeprägten Identifikation mit dem Museumsstandort.

Sie betrachten die Übernahme als Museumspersonal keineswegs allein als einen humanen Ausstieg aus dem Arbeitsleben, der mit einer Jobmentalität abgewickelt wird, sondern als Herausforderung. Dieses Engagement wird verständlich, wenn wir uns vor Augen halten, dass für die Hendrichs-Arbeiter der eigene Arbeitsplatz zum musealen Exponat geworden ist, an dessen 'positiver' Inszenierung sie mitwirken wollen.

Die Sozialisation der Museumsmitarbeiter durch den Museumsbesucher funktioniert allerdings nicht nur im Sinne einer Verbesserung der pädagogischen Kompetenz, sondern führt in der Praxis tendenziell zu einer Stilisierung von Geschichte. Geschichte verkommt zu Geschichten. Es besteht die Gefahr, dass aus dem reichen Repertoire der firmengeschichtlichen Anekdoten diejenigen ausgewählt und immer weiter ausgeschmückt werden, mit denen sich der beste Publikumserfolg erzielen lässt. Der ohne Zweifel vorhandene strukturelle Gehalt der Geschichten wird nicht erfasst, im Amüsement werden Gegensätze harmonisiert und Proportionen verwischt. Die Methodenkritik an der Oral-History-Forschung, die an diese Stelle nicht greifen würde, ist dem Durchschnittsbesucher nicht geläufig. Solange die Zeitzeugen die einzige Vermittlungsinstanz sind, fehlt hier somit jedes Korrektiv.

Im Zuge des Museumsausbaus und der im März 1999 erfolgten Neueröffnung des Museums wurden weitere Räumlichkeiten und Gebäudeteile des Gesamtensembles in die Ausstellung integriert – mit der Folge, dass der Bereich der Demonstrationsproduktion nur noch einen geringen Teil ausmacht.

Auf diese Weise ist die Vermittlerfunktion des Vorführpersonals eindeutiger als zuvor auf den Arbeitsplatz und dessen Rahmenbedingungen zugeschnitten. Auch sind inzwischen weitere Vorführer eingestellt worden, die nicht mehr aus der ehemaligen Beleg-

schaft des Unternehmens stammen. Es zeigt sich, dass diese sich weitaus unbefangener auf die neue Museumskonzeption einlassen können, weil sie nicht in dem mentalen Korsett der jahrzehntelangen Betriebszugehörigkeit stecken. Dabei zeigt sich, dass die Beziehungen zwischen Vorführern alten und neuen Typs keineswegs konfliktfrei sind. Hierbei treffen unterschiedliche Wissensbestände aufeinander, die in der 'eitlen' Konkurrenz um die Besuchergunst miteinander ringen. Zugleich geht es auch um die notwendige Transferierung alter – bislang sorgfältig gehüteter – Wissensbestände auf das neue Museum und deren Träger.

In einem Beitrag aus dem Jahre 1992 schrieb ich abschließend: Ist die Rolle des Vorführpersonals auf den eigenen Arbeitsplatz bezogen, „verliert die Perspektive des sukzessiven Ausscheidens der alten Hendrichs-Mitarbeiter ihre bedrohliche Dimension. Abgesehen von einer nur partiell transferierbaren spezifisch firmengeschichtlichen Ebene erscheinen mir die erforderlichen arbeitsplatzbezogenen Qualifikationen und Vermittlungskompetenzen prinzipiell ersetzbar zu sein. Der Verlust an Originalität kann im Anschluss an meine Ausführungen auch als Vorteil gewertet werden.“³

Im kommenden Sommer werden die beiden interviewten Werkzeugmacher, die die Besucherbetreuung des Museums jahrelang entscheidend getragen haben, in ihren wohlverdienten Ruhestand gehen. Ich bin sehr zuversichtlich, dass das Museum mit dem Aufbau in den vergangenen fast 15 Jahren auf diesen – in seiner Unabwendbarkeit antizipierbaren – Moment hinreichend vorbereitet ist.

Anmerkungen:

- 1 Abgedruckt in: Jochem Putsch, Dagmar Thiemler, Zwischenbilanz – 10 Jahre Rheinisches Industriemuseum Außenstelle Solingen 1986 – 1996; Solingen 1996, verwendete Abkürzungen D.T. Dagmar Thiemler, wiss. Referentin; J.P. Jochem Putsch, Museumsleiter; E.S. Edgar Stauf Jg. 1938, Werkzeugmacher, K.B. Karl Heinz Berger, Jg. 1939, Werkzeugmacher
- 2 Jochem Putsch, Der Arbeitsplatz ist geblieben, die Arbeit aber ist eine andere, in: Freilichtmuseum Kommern Hrsg., Vermittlung durch Vorführung?, Köln 1992; sowie Jochem Putsch, Fabrik wird (Industrie-)Museum – Von einer realen zu einer musealen Ganzheitlichkeit, in: Freilichtmuseum Hessenpark Hrsg., Geschichtsdarstellung im Museum, Neu-Anspach 1995.
- 3 Siehe oben: Der Arbeitsplatz ist geblieben ..., S. 59f.